

Hans Goldmann

Persönliche Erinnerungen



**Vortrag, gehalten an der Universitätsaugenklinik, Inselspital Bern,
2012**

Georg Eisner

Die Abbildungen sind Power Point Präsentationen und wurden in dieser Form belassen, um ein allfälliges Herunterladen zu ermöglichen

Vorbemerkungen

Wenn man einen Senillimus, einen sehr alten Mann, beauftragt, einen Vortrag über persönliche Erinnerungen zu halten, geht man beträchtliche Risiken ein.

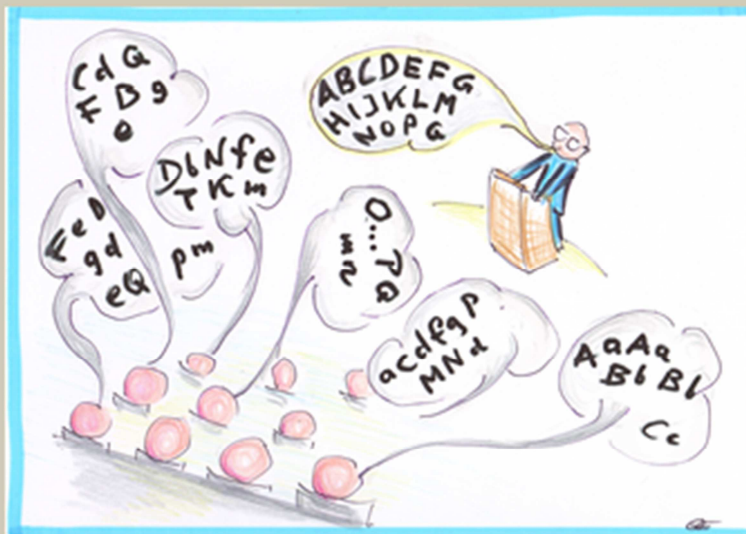
- Ist nicht zu befürchten, dass er generell viel zu viel schwatzt, und vor allem, dass er die alten Zeiten – ausführlich - vergoldet und die neue Zeit – ebenfalls zu ausführlich – beklagt ...?

Risiko 1: Einst gut, jetzt schlecht



- Und ist nicht zu befürchten, dass seine Erinnerungen aus alten Zeiten gar nicht stimmen? Werden nicht Viele empfinden, dass: „Was er da erzählt, dass: „Was er da erzählt, war doch ganz anders. Ich, zum Beispiel....“?

Risiko 2: Alles war ja ganz anders



- Und schliesslich: besteht bei „Persönlichen Erinnerungen“ nicht die Gefahr, dass der Sprechende „Als Zwerg auf dem Rücken eines Giganten“ eher seine eigene Person, als den Giganten in den Vordergrund stellt ...?

Risiko 3: Der Zwerg sonnt sich im Ruhme des Giganten



Dieser Gefahren voll bewusst, will ich versuchen, das Schiff zwischen Skylla und Charybdis hindurch zu navigieren und Ihnen die Persönlichkeit Hans Goldmanns näher zu bringen.

Hans Goldmann

Hans Goldmann

21.11. 1899 (Komotau, Böhmen) - 19.11.1991 (Bern)



Hans Goldmann wurde 1899 in Komotau, Böhmen geboren, studierte in Prag und kam mit 25 Jahren nach Bern als Assistenzarzt zu Professor Siegrist. 1935 wurde er dessen Nachfolger und hier gelangte er - und mit ihm die Berner Augenklinik - zu Weltruhm.

Im gleichen Saal, in dem wir hier sitzen, hielt schon er seine Vorlesungen, weise, berühmt und geschätzt.

Diese Wertschätzung drückte sich nicht nur öffentlich in vielen Lobpreisungen bei offiziellen Ehrungen, Verleihungen von Medaillen, Ehrendoktoraten etc. aus. Interessant sind vor allem auch versteckte Beispiele, von denen ich Ihnen hier berichten will.

Wertschätzung schon zu Lebzeiten

Als ich mich am Ende meines Medizinstudiums 1959 nach einer Assistentenstelle umzusehen begann, wandte ich mich an den Ordinarius für Ophthalmologie am Augenspital Basel, Prof. Fritz Rintelen. Es war damals extrem schwierig, eine Anstellung zu finden und als Rintelen erklärte, er freue sich, mich an seiner Klinik aufzunehmen, freute ich mich gewiss auch.

Aber – so Rintelen – müsse er mir gleich sagen, dass ich als Jude in Basel niemals eine akademische Karriere einschlagen könne. Dazu wäre gewiss viel zu sagen, aber dies ist hier nicht unser Thema. Ich wusste natürlich schon seit früher Kindheit, dass mir viele Türen verschlossen bleiben würden, und eine universitäre Karriere hatte ich ohnehin nicht geplant. Auch war ich keineswegs erstaunt, dass Rintelen solche Aussagen machte, denn er war – wie viele andere damals – ein Ordinarius alter deutscher Prägung und als Bewunderer deutschen Wesens, auch solchem mit nationalem Einschlag, bekannt.

Die Geschichte wäre nicht erwähnenswert, wenn da nicht eine interessante Fortsetzung wäre. Im Laufe des Gespräches äusserte ich den – damals durchaus üblichen - Wunsch, zur Horizonterweiterung noch 1 Jahr an einer anderen Klinik verbringen zu dürfen. Ob Rintelen mir einen diesbezüglichen Ratschlag geben könne. „Ja, gewiss: Gehen Sie zu Goldmann nach Bern, alle anderen Schweizer akademischen Lehrer können nicht mehr als ich (Rintelen), aber Goldmann...“

Zeichen der Wertschätzung

1959

**Prof. Dr. Fritz Rintelen
Ordinarius
Augenklinik Basel**

**Gehen Sie zu Goldmann!
Alle anderen wissen nicht mehr als ich.
Aber Goldmann....**

Eine grössere Anerkennung ist gar nicht vorstellbar. Dass ein Ordinarius im damaligen Stil zugab, dass jemand anders mehr kann als er selbst, war zu jener Zeit einfach unglaublich. Und dass er dies ausgerechnet einem jüdischen Kollegen zugestand, übertraf wirklich alles Vorstellbare. Ich war somit Zeuge einer ehrlichen, uneingeschränkten Anerkennung von Goldmanns Wirken geworden, einer Anerkennung, die als weit bedeutender einzuschätzen ist als Ehrungen und Preise, die ihm im Laufe seines Lebens verliehen wurden.

Ein weiteres Zeichen der Wertschätzung

Ein Alt-Bundesrat pflegte mir jedes Mal, wenn er vorbeikam, die gleiche Geschichte zu erzählen, um seinen Respekt vor Goldmanns Ruhm zu bezeugen. Sein Schwiegervater, der frühere Erziehungsdirektor Regierungsrat Rudolf, habe immer wieder verkündet, dass er es als eine seiner wichtigsten Leistungen auffasse, Bern 1935 den Goldmann verschafft zu haben. Es habe nämlich in diesem Jahre – einem Jahr, in dem der deutsche Nationalsozialismus bereits Triumphe feierte und weitem Bewunderer fand, nicht zuletzt auch in der Schweiz – bei den bürgerlichen Regierungskollegen energischen Widerstand gegeben gegen die Wahl eines hergelaufenen tschechischen Juden zum Ordinarius an der Universität Bern. Er – Regierungsrat Rudolf - aber habe dafür gesorgt, dass die einschlägige Sitzung auf einen Termin gelegt wurde, an dem die bürgerlichen Regierungsräte in den Ferien waren und mit diesem Kunstgriff Goldmann durchgebracht. Das sei zeitlebens sein grösster Stolz gewesen....

Diese Anekdote, so schön sie auch sein mag, hat nur einen Fehler: Sie stimmt nicht! Prof. Boschung, ehemals Professor für Medizingeschichte, der sich eingehend mit der Wahl Goldmanns befasst hat, fand in den Dokumenten keinerlei einschlägige Hinweise.

Damit aber wird die ganze Geschichte eigentlich erst richtig schön. Es handelt sich offensichtlich um das bekannte Phänomen, dass jemand eine bestimmte Rolle in einem Ereignis gespielt haben möchte, das nie so ablief, und im Nachhinein mit voller Überzeugung glaubt, genau so habe es in Wirklichkeit stattgefunden. Vermutlich hatte Regierungsrat Rudolf tatsächlich seine Taktik in einer Vorphase so geplant für den Fall des befürchteten Widerstandes, aber darauf verzichten können, als sich ein glatter Wahlablauf abzeichnete.

Warum ist Rudolfs Version so viel schöner als die Realität? Sie zeigt erstens, dass der Wunsch, Goldmann in Bern festzuhalten so gross war, dass er das Geplante als Ausgeführtes für sich in Anspruch nahm und den Ruhm, den Bern durch Goldmann gewann, seinem Verdienst zuschrieb. Und zweitens zeigt sie, dass unter dem Eindruck der Fähigkeiten Goldmanns sogar die Bürgerlichen – im Jahre 1935! - ihren Widerstand abgelegt hatten und imstande waren, für ihn über ihren eigenen Schatten zu springen.

Authentisch jedenfalls ist der Brief, den Professor Siegrist, seinerzeit Ordinarius für Augenheilkunde in Bern, an Regierungsrat Rudolf schrieb und den Boschung zitiert in „Zwischen Öffnung und Abwehr“ (in „Reiz und Fremde jüdischer Kultur“, Peter Lang, Bern, 2000, S. 123).

Zeichen der Wertschätzung

Prof. Siegrist an Reg.Rat Rudolf, 1935:

„... Seit dieser Wahl von Dr. Goldmann bin ich mehr denn je stolz, Schweizer sein und in Bern leben zu dürfen, wo die Behörden noch den Mut haben und die Kraft, unbeeinflusst durch Intrigen, durch Partei - und Rassen-religionsrücksichten den Mann zu wählen, den sie für den tüchtigsten, fähigsten und geeignetsten halten“

Dass sich im Nachhinein die Wahl Goldmann für Bern – und wie die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges zeigen sollten, auch für Goldmann! – als Glücksfall erwies und dass dies auch anerkannt wurde, beweist die Tatsache, dass Rudolfs Schwiegersohn und Bundesrat noch Jahre später immer wieder auf diese Geschichte zurückkam.

Erste Begegnung in Bern

Zu diesem berühmten Professor kam ich also 1963 an die Klinik. Aus Basel, aus einer modern gebauten Klinik kommend, kam ich in ein – sagen wir einmal ehrwürdiges - Gebäude- das übrigens noch heute steht und noch heute benutzt wird. Worauf es ankommt, ist aber bekanntlich der Inhalt...

Die Augenklinik in Bern



Die Augenklinik in Bern



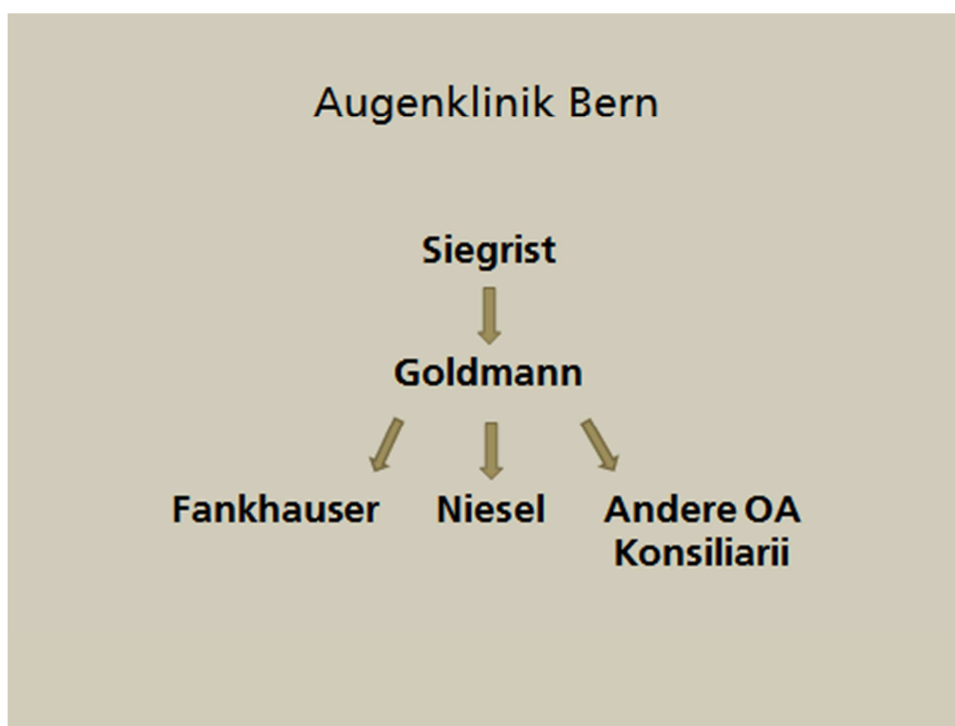
Ankunft in Bern



Der Alltag an der Klinik

Nun wird die Ausbildung und Arbeit eines jungen Assistenten weniger durch den grossen Chef bestimmt als durch die Oberärzte und Kollegen. Deren Wahl jedoch widerspiegelt den Chef, und die Grösse Goldmanns zeigte sich bezeichnenderweise auch darin, dass er adäquate Mitarbeiter um sich wählte.

Da ich aus einer Klinik kam, wo der Chef, als ich gegen seinen Oberarzt rebellierte, einst gesagt hatte: „Ich weiss, der Betreffende ist ein Dubel, aber er tut mir einfach gut...“ war ich freudig überrascht und einfach begeistert von den Berner Oberärzten Niesel und Fankhauser: Fähig, kompetent und vor allem hilfsbereit.



Auf Anhieb: ein Chaos

Allerdings, da ich von einer Klinik kam, die straff organisiert war, gab es auch etwas, das mich - zumindest zu Beginn - tief schockierte: Das Chaos.

Dieses zeigte sich schon im Büro des Chefs, das bei uns Assistenten gemeinhin das „Wild-West“ genannt wurde.

Klinischer Alltag



Ein geradezu grässliches Chaos herrschte jedoch in den Untersuchungsräumen. Die Poliklinik war überfüllt. Überall gingen Menschen durcheinander und waren einander im Wege. Alle Stühle waren besetzt, Viele warteten bereits und standen herum, bis sie frei wurden.

Im Brillenzimmer, wo die Sehschärfe bestimmt werden sollte, sassen die Patienten auf der einen Seite, neben ihnen die Brillenkästen. Auf der gegenüberliegenden Seite standen die Ärzte und zeigten die Zeichen der Sehtafeln. Aber so wie auf den untenstehenden Bildern sah es nie aus.

Klinischer Alltag

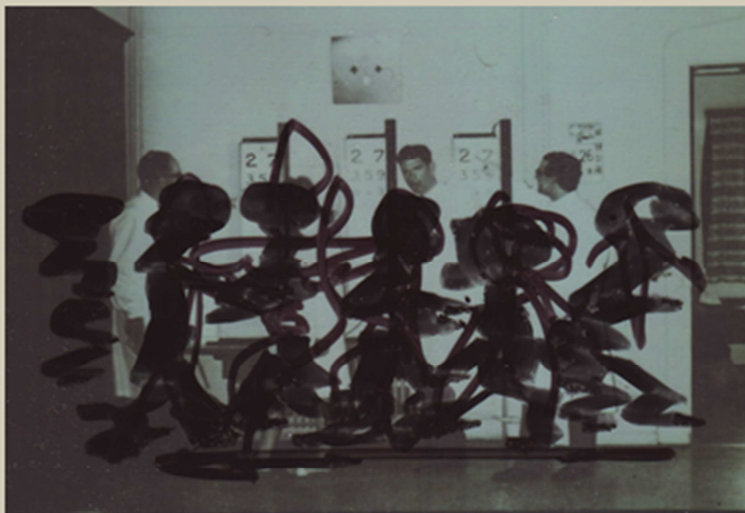


Klinischer Alltag



Denn die Ärzte liefen ständig von hinten nach vorn, manipulierten an den Probierbrillen der Patienten, gingen dann zu den Sehtafeln, um die Sehzeichen zu zeigen, dann zurück zum Patienten, um die Brillenkorrektur zu ändern, und wieder zur Sehtafel.... Aber auch in der Querrichtung, vor den Sehtafeln herrschte dauernder Verkehr, Schwestern und Ärzte quer durcheinander, und die Patienten wussten nicht, wohin zu blicken und die Ärzte wussten nicht, wer antwortete.

Klinischer Alltag



Auch im Untersuchungszimmer sah es nicht so aus, wie auf dem untenstehenden Foto. Wo dort ein Tisch abgebildet ist, stand eine Spaltlampe, und diese war die einzige Spaltlampe im ganzen Hause.

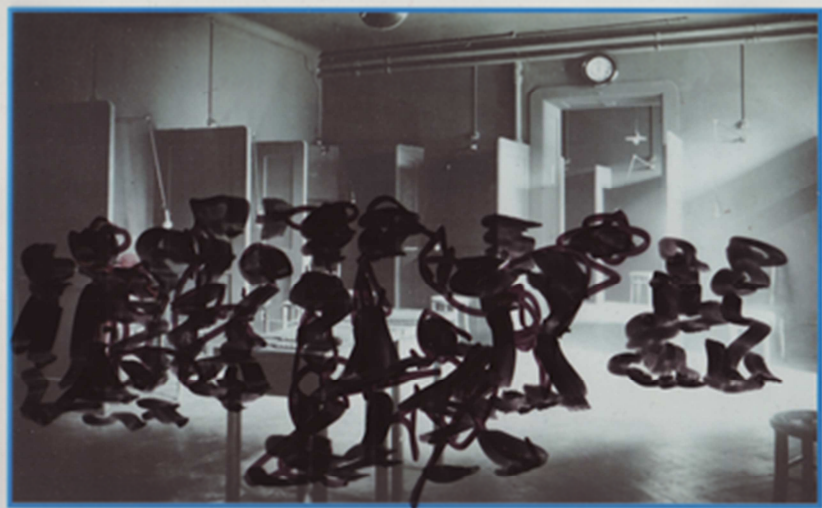
Klinischer Alltag



So staute sich dort alles. Überall standen wartende Ärzte und Patienten. Zum Chaos trug noch bei, dass noch während des laufendem Poliklinikbetriebes zu den auswärtigen Patienten auch noch diejenigen aus der Bettenstation zur

Chefvisite kamen, und so mischten sich die Patienten in Strassenkleidung mit denjenigen im Morgenrock und Pantoffeln, die ebenfalls an DIE Spaltlampe gebracht werden sollten und den Trubel noch vergrösserten.

Klinischer Alltag



Entsprechend sah es im Warteraum aus....

Klinischer Alltag



Es war unglaublich, ich empfand es als unglaublich und ich sagte es auch so.

Nach 6 Monaten liess Goldmann mich zu sich kommen und fragte, ob ich hier unzufrieden sei, und wenn es mir nicht passe, so könne ich ja gehen.... Ich erschrak, war verblüfft und antwortete wahrheitsgemäss, dass ich hier sogar sehr glücklich sei – warum werde ich gleich erklären - aber es sei halt ein Chaos. Worauf Goldmann: Wenn dem so sei, ob ich dann Oberarzt werden wolle? Da spielten alle Geigen im Himmel. Mit 2 ½ Jahren Ophthalmologie ein solches Angebot! Eine solche Chance! Was für ein Privileg! Worauf Goldmann mich mit väterlichen Worten ermahnte, in Bern meine spitze Basler Zunge künftig besser im Zaume zu halten, und mich mit feinem Lächeln an meine Arbeit zurück schickte. Kein böses Wort... Ich habe hier den Auftrag, über persönliche Eindrücke zu berichten – dies ist für mich wahrlich einer meiner Wichtigsten....

Das Chaos als Quelle der Kreativität

Es war ein grosses Glück. Denn wenn auch ein Chaos herrschte, so betraf dies rein organisatorische Gesichtspunkte. Das Chaos bot schliesslich auch Vorteile. Es ermöglichte eine beinahe uneingeschränkte Kommunikation, jeder konnte jeden fragen, irgendetwas anregen, jüngere und ältere Kollegen, Oberärzte, Konsiliarii und vor allem stand auch der Chef selbst mittendrin und war für alle zugänglich. Eindrücklich berichten ehemalige Schüler, wie man ihn immer, wenn er im Gang stand, fragen konnte und dass er auch unverzüglich mitkam, wenn man ihn zu einem Patienten bat.

Die Beschreibung des Chaos wäre unvollständig, wenn man nicht auch die zahlreichen auswärtigen Besucher, Ophthalmologen aus Europa, Übersee, Asien einbeziehen würde. So wurden mitten im allgemeinen Trubel auch noch die wissenschaftlichen Fragen diskutiert, derentwegen die fremden Gäste hier her gekommen waren. Welche Störung – aber auch welche Bereicherung unseres Alltags!

Eines Morgens waren wieder einmal Ophthalmologen aus Deutschland bei uns und gemeinsam erwarteten wir in der Poliklinik die Ankunft von Goldmann. Er kam, Absätze klackten zusammen, Oberkörper klappten nach vorn, und entsetzt starrten die Gäste auf uns Schweizer, die locker dastanden, die Hände in den Hosentaschen – wie unanständig...

Ein Patient sass bereits an der Spaltlampe, der zuständige Assistent stand auskunftsbereit daneben. Goldmann untersuchte und sagte seine Meinung. Worauf der Assistent: „Nein, Herr Professor!“ Worauf die Gäste förmlich erstarrten, schlagartig ins Leere starrten und den nunmehr unvermeidlichen Vulkanausbruch erwarteten. Goldmann untersuchte indessen ruhig weiter und sagte dann zum Assistenten: „Sie haben recht“. Worauf die Deutschen offensichtlich die Welt nicht mehr verstanden. Wir alle hätten gerne erfahren, was sie wohl nach ihrer Rückkehr in ihren Kliniken erzählten.

Die Geschichte mag heute banal erscheinen, aber damals? Die Berner waren sich längst daran gewohnt. Für mich jedoch, der aus einer Klinik kam, wo

der Chef, als jemand an einer Literaturbesprechung aus einer amerikanischen Zeitschrift referierte, dass es Glaukome gäbe, bei denen der Kammerwinkel nicht verschlossen sei, wütend erklärt hatte, er verbiete ausdrücklich, dass an seiner Klinik je solche Aussagen wiederholt würden – für mich also war Goldmanns Vorgehen jedes Mal ein Erlebnis. Sein Leitmotiv: „Es kommt nicht darauf an, WER etwas sagt, sondern WAS jemand sagt“, war für unsere Klinik wegweisend. Auch das mag heute selbstverständlich erscheinen.

Aber für mich, der aus einer Klinik kam, wo die Assistenten in die Krankengeschichten zu schreiben hatten: „Chef dixit“ – der Chef hat gesagt - und dann zu notieren, was er gesagt hatte, für mich war das einfach eine neue Welt.

Allerdings pflegte Goldmann, wenn ich vorlaut etwas Unbedachtes äusserte, betont sanft zu sagen: „Herr Eisner, jetzt erzählen Sie mir das bitte noch einmal!“

Goldmann, der Cowboy

Eine Karikatur, die anlässlich eines Klinikfestes gezeigt wurde, stellt Goldmann als Cowboy dar. Was hat diese für eine Bewandnis?



Sie erinnert an eine Zeit, in der die Operationstechniken eine ausserordentliche manuelle Geschicklichkeit und vor allem eine völlig ruhige Hand verlangten. Um diese zu trainieren, betrachtete Goldmann das Pistolenschiessen als geeignetes Mittel. Und so kam er auf die Idee, im langen Gang des Kellers in der alten Augenklinik regelmässige Schiessübungen zu veranstalten, besorgte sich dazu eine spezielle Pistole mit Einlagelauf und knallte mit seinen Schülern lustvoll drauf los.

Goldmann der Cowboy



Als ich an die Klinik kam, war dies bereits Vergangenheit – eine Vergangenheit, von der die damals Beteiligten aber noch immer schwärmten.

Denken

Eines Tages Ende Juni kam Goldmann zu mir und sagte: „Ach, Herr Eisner, ich habe ganz vergessen, Ihnen zu sagen: Morgen fahre ich in die Ferien.“ „Aha, und wann kommen Sie zurück?“ „Ende Oktober.“



Und so zog sich Goldmann jedes Jahr zurück in sein Ferienhaus in Brissago, wo er den Sommer damit verbrachte, zu denken. Dort empfing er den Strom der Gelehrten und Wissenschaftler aus aller Welt, die zu ihm pilgerten, diskutierten, anregten und angeregt wurden, liebevoll umsorgt von Frau Goldmann, die für die Atmosphäre und Geborgenheit sorgte und so ihrerseits weltberühmt wurde. Im umgebauten Rustico mit Blick auf den Langensee und seinem gepflegten Garten – auch Frau Goldmann! – entstanden all die Ideen, über die Yves Robert uns noch berichten wird.

Denken...



Und mit diesen Ideen kam Goldmann im Herbst an die Klinik zurück. Er hätte damit ohne weiteres mehrere Forschungsinstitute beschäftigen können. Aber bei unseren beschränkten Verhältnissen - wie sollte man da die Wichtigsten, und vor allem die überhaupt Realisierbaren, triagieren? Niesel pflegte zu sagen: Erst wenn Goldmann mit einem Vorschlag zum dritten Mal kommt, lohnt es sich, auf das Thema überhaupt einzugehen. Aber auch dann...

Denken betraf aber nicht nur die Medizin. In vielen anderen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften war Goldmann interessiert und benützte die Musse, die ihm die Ferien im Tessin verschaffte, um zu studieren und studieren und seinen Horizont zu erweitern – ich werde darauf noch zurückkommen. So wurde er zu dem, was als Wort grossmäulig tönen mag, für ihn aber in vollem Masse zutraf: ein Universalgenie.

Unsere Besuche bei ihm, mit meiner Frau, mit meinen Kindern sind unvergesslich, der alte Herr unter der traubenbehängten Pergola, die Gespräche über die verschiedensten Themen, ohne Prätentionen, mit viel Weisheit. Gewiss verklärt sich die Erinnerung, aber auch unsere Gesichter verklären sich, wenn wir daran zurückdenken.

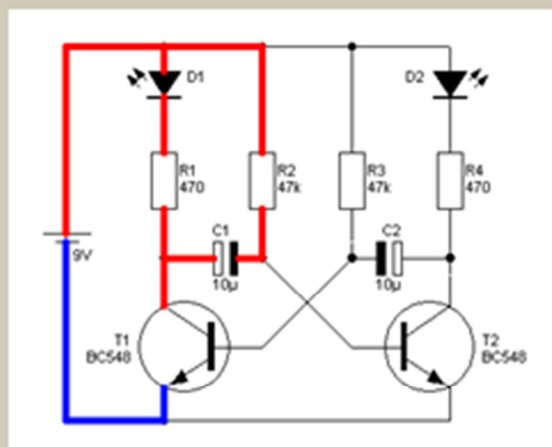
Offen fürs Neue

Offen für Neues 1

Charakteristisch für die Offenheit Goldmanns gegenüber Neuem war z.B. seine Reaktion auf die Erfindung des Transistors. Viele der Apparate, die man für die Forschung benötigte, wurden an der Klinik selbst gebaut. Wir hatten eine eigene Werkstatt mit einem eigenen, hochbegabten Mechaniker und gute Verbindungen zu anderen Fachleuten.

Mit den früher üblichen Röhrengeräten war man vertraut, aber als die Transistoren aufkamen, war Umdenken gefordert. Typisch für Goldmann: Er engagierte einfach einen Ingenieur, der die Aufgabe hatte, uns in die neue Technik einzuführen und uns abends, nach der Arbeit, in einem Kurs den Umgang mit den Transistoren beizubringen. So wurden die Apparate weiterhin selbst hergestellt, bis die gedruckten Schaltungen und Chips uns allmählich überforderten.

Offen für Neues



Offen für Neues 2

Dass Goldmann sich von Argumenten auch dann überzeugen liess, wenn sie von ganz jungen Leuten stammten, belegt eine Geschichte, die ich nur zögernd hier aufführe, weil sie mich in hohem Masse dem eingangs geschilderten Verdacht der Selbstbeweihräucherung aussetzt. Aber sie ist so typisch für Goldmann und für die damalige Zeit so ungewöhnlich, dass ich es dennoch wage. Es geht um die Operationstechnik.

Goldmann hatte stets von sich gesagt: „...Ich bin von Natur aus nicht manuell begabt, und deshalb musste ich beim Operieren jeden einzelnen Schritt rational zu erfassen suchen“. Für die Kataraktoperation hatte er stets den Gräfe-Schnitt benutzt, tolerierte aber durchaus, dass Niesel und – unter dessen Anleitung - auch ich - auf ein anderes Verfahren umstellten. Derartige Toleranz war zu den damaligen Zeiten im wahren Sinn des Wortes unerhört.

Aber noch weit mehr: Nachdem wir jahrelang parallel gearbeitet hatten, kam Goldmann nach Erscheinen meines Buches über Augenchirurgie plötzlich zu mir und sagte: „Ich habe Ihr Buch gelesen, ich möchte, dass Sie mich lehren. Ich assistiere Ihnen, dann assistieren Sie mir, bis ich mich mit Ihren Methoden sicher fühle...“. Donnerschlag! Ich weiss nicht, ob man heute noch nachempfinden kann, was dies bedeutete – ich aber, der andere Verhältnisse sehr wohl kannte, erstarrte vor solcher Grösse!

Offen für Neues



Rektorat

Im Jahre 1964 wurde Goldmann zum Rektor der Universität Bern gewählt. Damals implizierte dies vorwiegend Repräsentationspflichten, und weder die wissenschaftliche Tätigkeit noch der klinische Alltag wurden dadurch wesentlich tangiert.

Der Dozentenball

Für die Augenkliniker war es eigentlich nur ein einziges Ereignis, das im Zusammenhang mit dem Rektorat von Bedeutung war: Der Dozentenball. Damals war es üblich, einmal im Jahr ein Fest zu feiern, zu dem die Professoren ausser ihren Gattinnen auch einige ihrer Mitarbeiter einzuladen pflegten (und – mit uneingestandenem Absichten - auch ihre Töchter...). Als wir von Goldmann erfuhren, dass wir alle, Oberärzte und Assistenten, Oberärztinnen und Assistentinnen, inklusive ihrer Partner dabei sein dürfen, hatte Denise Gränicher die Idee, einen Tanzkurs mit einer professionellen Tanzlehrerin zu organisieren, um in den modernen Tänzen – mit denen wir uns seit unserem Studium nicht mehr befasst hatten – wieder à jour zu sein. Was also geschah, und während mehrerer Monate trainierten wir jede Woche intensiv.

Am Fest: Nachdem Goldmann mit seiner Frau am Ball den Tanz eröffnet hatte, strömte die Augenklinik aufs Parkett – und während die übrigen Tänzer in ihren etwas eng sitzenden Konfirmandenanzügen zaghaft ihren Dibbidäbbi ausprobierten, legten die Leute Goldmanns die neuesten Tänze mit Schwung einfach so hin.... Die Überraschung war perfekt. Goldmann staunte nicht schlecht. Doch dann nahm er den Ball – am Ball! – stracks auf, übte kurz die Schritte mit einer unserer Damen, und tanzte dann – trotz seiner Gehbehinderung - mit seiner Frau in voller Begeisterung weiter.

Goldmann wird Häuptling

Am erwähnten Ball der Dozenten geschah noch etwas Sonderbares: Es gab damals an der Berner Uni eine Gruppe von Studenten aus Ghana, die nach ihrem Examen an verschiedenen Kliniken tätig waren, darunter auch unser Kollege Conrad Oppong. Diese Gruppe war ebenfalls am Ball eingeladen, und als ihren Beitrag zum Programm hatten sie eine Krönung des Rektors zu ihrem Häuptling ausgesucht. Sie folgten dabei genau dem originalen Zeremoniell, kleideten den ahnungslosen Goldmann in kostbare Kente-Tücher, setzten ihm die Kopfbedeckung eines Würdenträgers auf und führten ihn unter den Baldachin. Mit traditionellen Tanzschritten zu traditioneller Musik verliehen sie ihm den Namen ihres neuen Häuptlings: "NANA SIKAHENE (von: Längasse, wo die ghanesischen Studenten gewohnt hatten –ein Titel, der eigentlich auch in der Liste anderer Ehrentitel in Goldmanns Biographie aufgeführt werden sollte.

Goldmann wird Häuptling



Goldmann wird Häuptling



Goldmann «NANA SIKAHENE»



War der grosse Professor auch vergesslich?

Alle Witze sind schon gemacht, wenn es um die Vergesslichkeit von Professoren geht. War der grosse Goldmann eine Ausnahme?

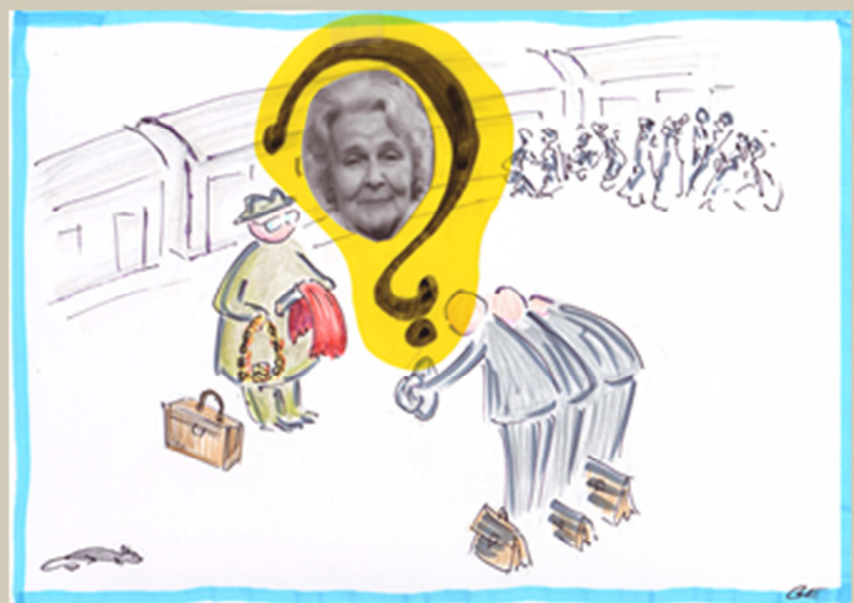
Versetzen wir uns zurück in seine Rektoratszeit. Die Repräsentationspflichten verlangten seine Anwesenheit bei den Jubiläumsfeierlichkeiten der berühmten Universität Wien. Auf dem Bahnhof wurde er von den Notabeln mit gebührender Feierlichkeit begrüsst und dann scherzhaft: „Ihren Talar und die goldene Rektoratskette haben Sie wohl dabei, werter Herr Kollege?“ „Natürlich!“ „Und wo ist denn Ihre gnädige Frau?“ Sie war nicht da. Goldmann hatte sie beim Umsteigen im Bahnhof Zürich verloren, ohne Geld, ohne Pass....

Mit einem späteren Zug traf sie dann nach einigen Stunden doch noch ein. Hatte Goldmann sie einfach vergessen? Hatte er den Verlust nicht bereits im Zug bemerkt? Wenn ja, hat er nichts unternommen? Aber was? Ich muss – vor allem die jüngeren Zuhörer - daran erinnern, dass es damals noch keine Mobiltelefone gab und dass Auslandsgespräche kompliziert waren und noch nicht automatisch funktionierten. Ich erspare Ihnen die Details, die Geschichte ist zu lange. Auch überlasse ich es Ihrer Fantasie, sich vorzustellen, was sich danach im Hotelzimmer abspielte.

Des Rektors Ankunft in Wien



...aber wo ist Ihre Gnädige Frau?



Rechtzeitig ins Otium cum Dignitate

War schon der Amtsantritt Goldmanns bemerkenswert, so gilt dies für seinen Rücktritt noch weit mehr. Er trat nämlich vorzeitig zurück, um dem von ihm auserkorenen Nachfolger rechtzeitig den Platz frei zu machen. Im Gegensatz zu manchen Professoren, die sich mit Mitarbeitern umgeben, die ihnen nicht ebenbürtig sind – ein Beispiel habe ich vorher erwähnt - hatte Goldmann die Grösse, mit Niesel und Fankhauser seiner würdige Mitarbeiter auszusuchen und zu fördern. Und entsprechend plante er auch seine Nachfolge.

Als er nämlich erfuhr, dass Niesel von anderswo Angebote erhalten hatte, kündigte er kurzfristig seinen Rücktritt an und setzte damit Fakultät und Regierung unter Druck. So blieb Niesel Bern erhalten. Im damaligen Umfeld war das unerhört – für Goldmann war es typisch. Nur Grosse können Grosse neben sich dulden...

Und nur Grosse suchen sich ebenbürtige Nachfolger.

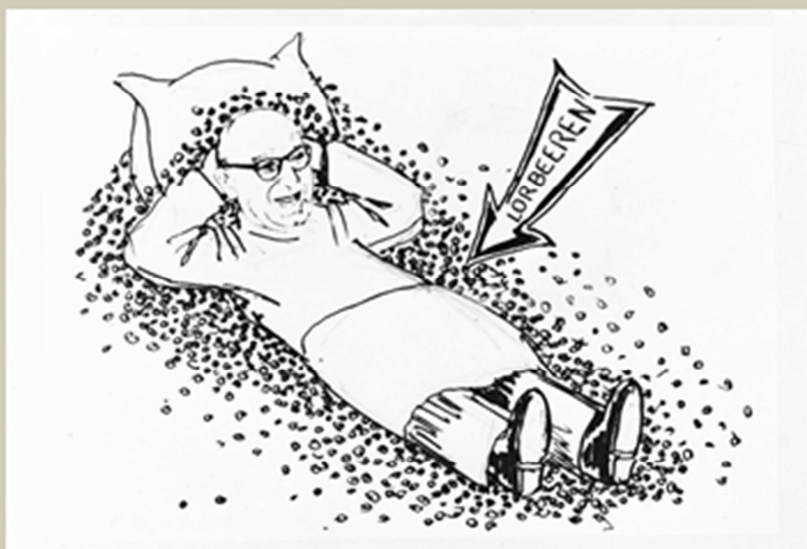
Rechtzeitig ins otium cum dignitate



Goldmann als Emeritus

Nach seinem Rücktritt erklärte Goldmann, dass er nun während eines Jahres seinen Fuss nicht mehr in die Klinik setzen werde, um zu verhindern, dass sich ehemalige Patienten oder Mitarbeiter an ihn wenden können. Die Autorität seines Nachfolgers müsse unantastbar bleiben, und der Goldmann komme erst wieder, wenn sich alle den Goldmann abgewöhnt hätten.

Professor emeritus



Goldmann ruhte aber auf seinen Lorbeeren nicht einfach aus. Er war später dankbar, dass Niesel ihm einen Arbeitsraum freihielt, damit er weiter seinen wissenschaftlichen Interessen nachgehen konnte. Noch einige Jahre verfolgte er seine Forschungsprojekte, bis die Beschwerden des Alters, insbesondere seine Makuladegeneration, es verunmöglichten.

In dieser Zeit besuchten meine Frau und ich das Ehepaar Goldmann jeden Sonntag in ihrer Wohnung an der Humboldtstrasse, tranken in traditionell englischer Weise den Tee, den Frau Goldmann in kostbarem Porzellan zu servieren pflegte, und tranken von Born der Weisheit ihres emeritierten Gatten.

Es war ungemein bereichernd, in seiner Bibliothek, welche die Wände seiner grossen Wohnung bedeckte, zu sitzen und ihm zuzuhören. Er war beschlagen in vielen Gebieten der Naturwissenschaften, Physik, Chemie, Mathematik; vor allem aber auch in den Geisteswissenschaften: Philosophie, Kunst, Geschichte, überall war er kompetent. Er pflegte z. B. meine Frau zu fragen, was sie im Laufe der vergangenen Woche an der Uni – an der sie nach

dem Wegzug der Kinder mittelalterliche Geschichte studierte – gehört habe, dozierte dann frei über das Thema und wies sie auf die einschlägigen Bücher hin, die alle in seiner Bibliothek standen. Er kannte von ihnen jeden Standplatz: Im vierten Regal, auf dem dritten Brett, das neunte von links. Und das wusste er auch dann noch, als ihn seine Maculadegeneration verhinderte, die Buchrücken zu lesen.

Professor emeritus



Die letzten Jahre wurden zunehmend beschwerlich. Wie schwer er an der Unfähigkeit zu lesen litt, kann man sich vorstellen. Zwar gab es Menschen, die ihm vorlasen, aber dennoch war es schwer, die Behinderung zu akzeptieren. Sein Geist indessen blieb wunderbarerweise lebendig.

Nunmehr selbst Sehbehindert



Neugierig bis zum Ende

Der allgemeine körperliche Verfall begann erst kurz vor seinem Tode. Eine Gelbsucht, verursacht durch einen Leberkrebs, zeigte das Ende an. Aber auch hier konnte Goldman sein wissenschaftliches Interesse nicht verleugnen. Er verlangte nach allen Abklärungen, welche die moderne Medizin anbieten konnte, denn sogar zuletzt wollte er die genauen Ursachen seiner Krankheit erforscht haben. Zum Glück waren seine Ärzte einsichtig genug, ihn vor solcher Plagerei zu verschonen. Einige Tage später schlief Hans Goldman im Beisein seiner Frau und meiner Frau für immer ein.

Neugierig bis zum Ende



In Afrika sagt man: „Wenn ein alter Mann stirbt, stirbt eine Bibliothek“. So war es.

«...verschwindet eine Bibliothek»



Schlussbemerkungen

Es ist immer wieder die Frage gestellt worden, ob heute „ein Goldmann“ noch möglich wäre.

- Hätte im heutigen Umfeld ein Mann, wissenschaftlich zwar hochqualifiziert, aber mit Ecken und Kanten, überhaupt eine Chance, zum Ordinarius und Klinikchef gewählt zu werden – wenn man sich etwa die Zusammensetzung von heutigen Wahlkommissionen vergegenwärtigt?
- Und wenn ja, würde man ihm erlauben, zu denken, für mehrere Monate in den Tessin zu fahren, einfach um zu denken?
- Würde man ihm ferner ermöglichen, zu forschen, sich einfach der Forschung zu widmen, ohne einen grossen Teil seiner Zeit in administrativem Krimskrams zu verschwenden?
- Würde man heute gestatten, die Studenten das zu lehren, was wirklich wichtig ist? Dürfte er darauf verzichten, blosse Fakten nach schematischem Lehrplan abzuhandeln (die ohnehin auch anderweitig zugänglich sind), und sich auf die grossen Fragen der Medizin konzentrieren, um sie aus der Sicht des Erfahrenen und Gebildeten in allen Fazetten auszubreiten?
- Und schliesslich: wie gross wären seine Chancen, heute eine Frau zu finden, die ihre Aufgabe darin sieht, ihn in jeder Hinsicht zu unterstützen und ihm den Weg freizuhalten für seine eigenen Aufgaben?

Urteilen Sie selbst!

Was Sie auch immer zu meiner letzten Frage denken mögen, bedenken Sie, dass ohne die Unterstützung ihrer Frauen weder Goldmann, noch andere seiner Generation in der Lage gewesen wären, das zu vollbringen, was sie vollbracht haben.

Deshalb schliesse ich meinen Bericht mit dem Bild des Ehepaares, das gemeinsam ein grosses Werk zustande brachte.

Frau Goldmann war dabei!



Dasselbe gilt auch für mich. Alles, was ich getan habe, ist ein gemeinsames Werk. Auch dieser Vortrag hätte ohne meine Frau Susanne Eisner-Kartagener nicht entstehen können, und deshalb schliesse ich mit ihrem Bild.

Susanne Eisner-Kartagener

